

denn sie hatten sein rebellisches Wesen, das er zu hassen gelernt hatte, herausgefordert.

Diese innere Verzerrung kommt folgendermaßen zustande: Vor die real erlebten schlechten Seiten der Eltern muß das Bild von den guten Eltern geschoben werden. Die Vision von der wirklich guten Mutter und dem wirklich guten Vater, von denen das Kind geträumt hat, ist verbunden mit der Erinnerung an die Verzweiflung und wird dadurch als Bedrohung der psychischen Existenz empfunden. Diese Ambivalenz ist unerträglich. So hält das Kind mit Inbrunst an dem von den Eltern geschaffenen Mythos von der absoluten Elternliebe fest. Aber die Zeitbombe der inneren Malaise tickt weiter, und die Wut auf das eigene, verworfene und in der Verbindung mit solchen Eltern als bedrohlich erlebte Selbst verlangt nach einem Ventil. Also revoltiert dieser Mensch, nicht gegen die Autorität per se, sondern gegen jene, die als »schwach« empfunden werden. Diese Revolte erlaubt die Freisetzung des Hasses auf sich selbst, denn die Zerstörung des Schwachen kann als gute Tat ausgegeben werden, ohne daß jedoch die alldem zugrundeliegende Lüge über die »guten« Eltern davon berührt wird. Daß der äußere Feind in den gewalttätigen Auseinandersetzungen in der Regel ein Mann ist, verleiht der unterschweligen ödipalen Verteidigung der Mutter gegen den Vater zusätzlich symbolischen Ausdruck.

Interessanterweise erlaubt der äußere Feind diese zusätzliche Verdrehung der eigentlichen Situation. Dieser äußere Feind verkörpert den schlechten Vater, den die Mutter insgeheim als überlegen, mächtig, übermenschlich und böse erlebt und deshalb gehaßt und gefürchtet hat. Der reale Vater war wohl böse und autoritär, aber eigentlich war er schwach, wie Pilgrim (1986) dies in seiner Studie über Männer wie Hitler, Stalin und Napoleon belegt. Aber als guter Vater gilt nicht der, der zur Erkenntnis der Wahrheit verhilft, sondern der, der den inneren Konflikt erspart, der autoritär und gewaltig ist und der den Retterphantasien der Mutter entsprach. Und so »revoltieren« die extrem rechten Rebellen für den wahrhaft autoritären Vater, der Destruktivität erlaubt und vom Kampf mit dem eigenen Gewissen befreit. In diesem Fall ist der als gut erlebte Vater in Wahrheit der böse Vater, der den Rest dessen, was bei der Mutter einmal als gut erlebt wurde, vernichtet und dadurch die ersehnte, aber gefürchtete Liebe zerstört.

Linke und rechte Rebellen

Man könnte den Unterschied zwischen den linken und den rechten Rebellen auf folgenden Nenner bringen: Der linke Rebell fürchtet die Liebe, weil er sonst zugeben müßte, daß er in seinen Forderungen nach Gerechtigkeit die Liebe seiner Mutter sucht. Der rechte Rebell dagegen haßt die Liebe, weil er sonst zugeben müßte, daß er von seiner Mutter nie um seiner selbst willen, sondern nur als ein gegen den Vater eingesetztes Instrument geliebt wurde. Der linke Rebell glaubt, auf die Liebe verzichten zu können, der rechte glaubt, daß diese ihm zuteil wurde. Zu dem Unterschied in ihren politischen Einstellungen führt, daß der linke Rebell auf den Versprechungen der als gut erlebten Mutter besteht, während der rechte auf der Anerkennung durch die schlechte Mutter beharrt. Beide übersehen allerdings, daß sie die Mutter und den Vater sowohl als schlecht als auch als gut erlebt haben. Beide sind verletzt worden, und beide wehren sich gegen die Hilflosigkeit und die Verzweiflung, indem sie ihre Gefühle für Liebe aufgeben. Der rechte Rebell aber leugnet seinen Gefühlsverlust, indem er das Schlechte zum Guten erklärt.

Noch einmal: Bindung und Beziehung sind nicht selbstverständliche, miteinander verflochtene Vorgänge. Wenn sich eine Bindung nie zu einer Beziehung wandelte, wird der Verlust des Gegenübers nie als Verlust, sondern als Amputation erlebt. Der Abbruch einer Verbindung heißt nicht notwendigerweise auch Aufbrechen der unbewußten Bindung. Solange diese unbewußte Bindung weiterbesteht, war die Verbindung nie eine wahre Beziehung. Ersichtlich ist dies – wie in Reagans Fall – im Erleben des Verlusts als Amputation. Anstatt des wahren Abbruchs einer Beziehung kommt in solch einem Fall ein unbewußter Verlust zustande, den man jedoch nicht der weiterbestehenden Bindung zuschreibt. Nienstedt und Westermann (1990) beschreiben dies sehr eindeutig in ihrer Studie über traumatisierte Kinder. Sie schreiben, daß dann Wut und Zorn demjenigen gegenüber ausgelöst werden, den man verloren hat: »Dann liegen Liebe und Haß unversöhnlich nebeneinander.« Man kann dann sagen, daß die Liebe hier im Haß ist.

Diese Überlegungen zwingen zu einer Schlußfolgerung: Man kann von Beziehung und folglich auch vom Verlust einer Beziehung erst dann sprechen, wenn ein Mensch sich so entwickeln konnte, daß er

der ihn bemutternden Person als Ebenbürtiger gegenüber treten konnte. Erst wenn der Verlust eines wirklichen Liebesobjekts ist, zu dem eine Beziehung zustande gekommen war, kann Trauerarbeit stattfinden. Dagegen kann Trauerarbeit nicht stattfinden, wenn »Beziehung« sich aus einer Identifikation mit dem Aggressor ableitete. – Übertragen auf die Politik bedeutet dies, daß Nationen und Völker nicht über den Verlust ihres Gewissens trauern können, wenn ihr Sozialisierungsprozeß auf Anpassung und nicht auf einer autonomen Entwicklung basierte. – Nienstedt und Westermann folgern daraus, daß das Wahrnehmen und das schmerzliche Akzeptieren eines Verlustes und die daraus folgende schrittweise Lösung aus der Bindung an ein Objekt nur zustandekommen können, wenn die unrealistischen Hoffnungen auf Wiedervereinigung mit einem unerreichbar gebliebenen Objekt nicht unterstützt und verstärkt werden. Doch das ist es, was eine Identifizierung mit dem Aggressor verunmöglicht.

»Die Fähigkeit, mit Verlusten fertig zu werden, oder die »Unfähigkeit zu trauern« hängen also ab von der Art, wie das Kind geliebt wurde. Wenn es in erster Linie als Mittel geliebt wurde, das nur dazu diente, das eigene schwache Selbstwertgefühl aufzuwerten, indem es die Ideale der Eltern erfüllen soll, oder wenn es dazu diente, der Mutter soziale Anerkennung zu verschaffen, um ihr Sicherheit in einer sozial anerkannten Rolle zu geben, wird Ablösungsarbeit verhindert.« Die einzige Art von Trauer, die dann stattfinden kann, ist eine verfälschte, nämlich Selbstmitleid. Man fühlt sich als Opfer, weil man ja amputiert wurde. Um aus dieser Verwirrung auszusteigen, muß man erkennen können, was man als Kind tun mußte, um eine fürchterliche Angst zu überleben. Hier aber greift das Schuldgefühl ein, mit dem ein Kind seine Angst zu bewältigen versuchte und auch überwand. Mitscherlich (1983) beschreibt dies so: »In der Ohnmacht seiner Lage empfindet (...) das Kind (seine Angst als seine Bestrafung und) als überwältigendes Erlebnis seiner Schande, seiner Schuld, die ihm die Liebe und den Schutz der Eltern geraubt hat.«

Ein derart gepeinigtes Kind weiß nicht mehr, wer es selbst ist, weil es nie es selbst sein durfte, sondern nur das, was andere von ihm erwarteten. Nur wenn es sich mit dem Aggressor identifiziert und es die Schuld auf sich nimmt, kann es noch auf Besserung seiner verzweifelten Lage hoffen. Um diese Problematik in einer Psychotherapie aufzuarbeiten, muß diese alte Angst – der Terror, den ein Kind als

Vernichtung seiner selbst erlebte – erneut durchlebt werden. Dies ist harte Arbeit sowohl für den Patienten als auch für den Therapeuten. Ralph Greenson schrieb über die Gefahren, denen der Therapeut dabei ausgesetzt ist: »Wenn der Therapeut nicht mit seinen eigenen tieferen Erlebnissen im reinen ist, wird er sich wahrscheinlich gegen potentielle persönliche Turbulenzen wehren, indem er eine forschende exekutive Haltung einnimmt – er wirkt dadurch aber kontraproduktiv zur Therapie (countertherapeutic)« (Cox 1982). Dadurch wird aber die therapeutische Arbeit zunichte gemacht. Viele Therapeuten kollaborieren mit dem terrorisierten Kind in ihren Patienten. Dadurch stehen beide aber weiterhin auf der Seite ihrer eigenen Unterdrücker.

Die Geschichte eines meiner Patienten (Gruen 1969) spiegelt dies wider. Als dieser Patient als Vierunddreißigjähriger zu mir kam, hatte er schon eine Analyse hinter sich. Er fühlte sich aber weiterhin leer. Sehr schnell stellte sich heraus, daß die Entfaltung seines Selbst dadurch verhindert worden war, daß er eigene Interessen und Bedürfnisse aufgeben mußte, um sich die Zuwendung und Liebe seiner Mutter zu sichern. Solange er mit seinem Verhalten ihren Vorstellungen von einer gleichsam göttlichen Einheit zwischen Mutter und Sohn entsprach, erhielt er Liebe. Wenn er seinen eigenen Interessen und Entdeckungen nachging, zog sie sich zurück, wurde kalt und deprimiert. Seine aggressiven Reaktionen ihr gegenüber stellte er sehr früh ein, da sie darauf mit Entfernung, das heißt Kälte und wütender Depression reagierte. So war jegliche aggressive Regung in ihm als bald von einer Furcht vor sich selbst begleitet. Er verwandte all seine Sensibilität darauf, jeden ihrer Wünsche zu erraten und anschließend zu erfüllen, bevor seine Mutter diesen überhaupt aussprechen konnte. Indem er auf diese Weise innerhalb seines eigenen Systems blieb – er gab sich nur so, wie sie ihn wollte –, blieb er außerhalb ihrer Reichweite. Bei der Analyse seiner Übertragungsreaktionen konnte er deshalb sagen: »Sie können mich nicht berühren, wenn ich so bin, wie sie es wünschen.« Indem er seine eigenen Handlungen nie preisgab, sondern sich nur gemäß den Erwartungen anderer zeigte, fühlte er sich unverwundbar und unberührbar.

Seine Identifikationen dienten demselben Zweck. Da er sich mit der Optik seiner Mutter und seines Vaters identifizierte, waren seine eigenen Gefühle nie involviert. So erlebte er zum Beispiel die Angst seiner Mutter und die seines Vaters, aber nie seine eigene. Er sah den

Vater als monströses, wütendes Biest, aber nicht als einen Menschen, der sich für ihn engagierte. Indem er gegenüber seinem Vater aus einer depersonalisierten Ecke heraus agierte, war er nie er selbst. Die »Analyse« seines Ödipuskomplexes während der ersten Analyse, der er sich unterzogen hatte, geschah aber so, als ob sein eigenes Selbst existiere. Dadurch blieb aber seine persönliche Insubstantialität verschleiert, ebenso wie die verkrüppelte Entwicklung seines Selbst.

Selbstverständlich machte der Patient auch dabei mit. Während der ersten Analyse interpretierte der Analytiker einen Traum, in dem die Gefühle des Patienten über den Verrat seiner Mutter emporstiegen – diese hatte sich in der Tat von ihm entfernt, als er sie als Säugling am meisten benötigte –, als ödipalen Kommentar über seinen Vater. In dessen Interpretation war es nicht die Mutter, die ihn verlassen hatte, sondern des Vaters Macht, die dies herbeigeführt hatte. Und der Patient ließ ihn gewähren, weil der Analytiker ihn dadurch nicht berühren konnte: »Wie Mutter damals verstand auch er mich nicht. Aber seine Liebe – wie die der Mutter – glaubte ich im Griff zu haben, wenn ich mich ihm fügte.« Erst als er seine Wut auf seine Mutter und seine ihn überwältigende Angst, von ihr getrennt und allein zu sein, erleben konnte, begann er, der Welt eigeninitiativ gegenüberzutreten.

Ideale und Idealisierungen und deren politische Konsequenzen

Was sind Ideale in einer Welt, in der Ideale durch das Idealisieren von Unterdrückern zustandekommen? Wir glauben uns auf der Suche nach dem Guten, sind aber an das Böse gebunden, weil es uns dazu brachte, uns selbst abzulehnen. Solange wir aber dieses Opfer in uns verneinen müssen, um ein positives Bild des Unterdrückers zu bewahren, werden wir vergeblich dem Guten in der Form des Bösen hinterherjagen. Ideale können nicht verwirklicht werden, solange wir uns dem in unserer Vergangenheit erlebten Terror und dem Schmerz nicht stellen. Der alltägliche Weg, auf dem wir diese unmögliche Vergangenheit ständig wiederholen, ist unsere Jagd nach Liebe. Wir haben eine Vorstellung von der idealen Frau beziehungsweise dem idealen Mann, suchen sie aber in Formen, die einen ganz anderen Bezug haben.

Ein Kollege, klinischer Psychologe, hatte als Offizier der amerikanischen Armee in Südkorea gedient. Er kam mit einer koreanischen Frau zurück. In dem Krankenhaus, wo wir beide arbeiteten, hatte er mir und den Kollegen oft von seiner Mutter erzählt, die er wegen ihrer bevormundenden und besitzergreifenden Art haßte. Als er uns Kollegen alle einmal zu sich nach Hause einlud, waren wir wie vor den Kopf geschlagen: Seine Frau war in ihrer Art ganz offensichtlich genau so wie seine narzisstische und bevormundende Mutter. Bloß sah sie ganz anders aus als seine italienische Mutter. Da sie asiatische Gesichtszüge hatte, konnte er lieben, was er bewußt so haßte. Die tiefere, unbewußte Idealisierung kreiste um die als schlecht erlebte Mutter.

Ein Patient ging eine Bindung mit einer schönen, vital wirkenden Frau ein. Ihre Lebendigkeit drückte sich – wie bei seinem Vater, der ihn verachtete – in dauernden Aktivitäten aus. Aber wie auch bei seinem Vater war ihr dauerndes In-Bewegung-Sein in Wirklichkeit eine Flucht vor tieferen Gefühlen. Er heiratete diese Frau. Man könnte sagen, er heiratete seinen Vater, den er bewußt haßte.

Wenn dann die Wirklichkeit zum Vorschein kommt – vielleicht erst nach Jahren des Zusammenlebens –, fühlen wir uns enttäuscht. Dann